Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 193. Bromberg, den 8. November 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Sorau.

Erstes Buch.

Vor der Villa des Kommerzienrats Hausmann in der Regentenstraße fuhren die Equipagen in ununterbrochener Reihe auf.

Zwei mächtige, offene Gasflammen loderten in den hohen, bronzenen Eckkandelabern des kunstvoll getriebenen, schmiedeeisernen Gitters.

Ein breiter Stoffbaldachin war bis zum Straßendamm über das Trottoir gespannt, und ein schwerer, roter Teppichläufer schützte die zierlichen Stöckelschuhe der Damen auf dem kurzen Wege vom Wagenschlag bis zum Treppenaufgang gegen die alles durchdringende Nässe des nebeligen Novemberabends.

In den Garderoben herrschte ein fast lebensgefährliches Gewühl.

Frühlingsduftige Toiletten schälten sich aus der polarhaften Verhüllung kostbarer Pelze; schlanke, graziöse Mädchengestalten und reife Frauen mit blendenden Schultern und vollen, parfümduftenden Lippen; zwischen dem feierlichen Schwarz der Gesellschaftsanzüge vereinzelte Uniformen; diskretes Flüstern. Seidenrascheln und Sporenklirren.

Vor den hohen Ankleidespiegeln drängten sich die Damen, noch einmal die Schleppen ordnend oder mit vorsichtiger Handbewegung der Frisur die letzte Weihe erteilend.

Dann fand man sich wieder mit dem harrenden Gatten zusammen und rauschte an seinem Arm in den schimmernden Empfangssaal, dessen Tür von einem würdevollen Diener jedesmal mit einer tiefen, ehrerbietigen Verbeugung aufgerissen wurde. —

Kommerzienrat Hausmann feierte seinen Geburtstag, ein Ereignis, von dem der ausgebreitete Kreis der Hausmannschen Intimen im Tiergartenviertel und in der Kurfürstendammgegend altem Herkommen gemäß den Beginn der Wintersaison zu datieren pflegte.

Vor sechsundsechzig Jahren hatte der Seniorchef der Bankfirma Hausmann u. Strahlendorff in einem unscheinbaren Häuschen auf dem Roßgarten in Königsberg das Licht dieser Welt erblickt und war als ein schreiendes, zappelndes Bündel dem glücklichen Vater Johann Kaspar Hausmann präsentiert worden, der in seinem muffigen, engen Kramladen gerade ein Pfund Kaffee abwog und im ersten freudigen Schreck die ganze Kaffeebohnenschwinge in ein offenstehendes Sirupfaß fallen ließ.

Zwischen den Fässern und Kaffeesäcken der väterlichen Kolonialwarenhandlung hatten sich die ersten Jugendjahre des kleinen Gotthold Hausmann abgespielt; dann war er von dem ehrgeizigen Vater auf das städtische Realgymnasium untergebracht worden.

Lange jedoch hatte es den unternehmungslustigen, jungen Mann in den immerhin beschränkten Verhältnissen der ostpreußischen Haupt- und Residenzstadt nicht gelitten; schon in den ersten Monaten nach Ablauf seiner Lehrzeit war er nach Berlin und von hier weiter nach London und Neuyork gegangen

Mit dreißig Jahren war er sodann als ein gründlicher Kenner des internationalen Geldmarktes wieder nach Berlin zurückgekehrt und hatte hier in der Neuen Wilhelmstraße eine Wechselstube eröffnet, die sich unter seiner geschickten Leitung sehr bald zu einem bedeutenden Bankgeschäft entwickelte.

Im Anfang der achtziger Jahre verheiratete er sich mit Marie Strahlendorff, der Tochter eines Schöneberger Rentiers, der durch Ausnutzung seiner Liegenschaften zum Millionär geworden war, und nahm seinen Schwager Strahlendorff mit einer großen Kapitaleinlage als Teilhaber in seine Firma auf.

Zwei Jahre später erbaute er sich in der Französischen Straße einen modernen Bankpalast und erwarb aus der Konkursmasse eines verkrachten Grundstücksmaklers die Villa in der Regentenstraße.

Kurz vor der Jahreswende starb sein Schwager als Junggeselle durch einen Unfall in den Tiroler Alpen, so daß Gotthold Hausmann seitdem als alleiniger Inhaber des sich ständig vergrößernden Geschäftes zeichnen konnte.

An Stelle Strahlendorffs trat Hausmanns eigener Sohn Paul in die Firma ein, ein junger Mann im ersten Drittel der Zwanzig, mit ausgesprochen sportlichen Neigungen, der den Karlshorster Rennplatz dem Schreibsessel des Bankkontors bei weitem vorzog und die väterliche Kasse durch seine kostspieligen Neigungen schon verschiedentlich um beträchtliche Summen erleichtert hatte.

Gotthold Hausmann, der in seinem Leben nur angestrengte, pflichttreue Arbeit gekannt hatte, ließ seinen Erstgeborenen im ganzen gewähren, obwohl dessen leichtsinnige Lebensauffassung keineswegs seinem Geschmack entsprach.

Vor Jahren noch, als Paul Hausmann von einem Provinzpädagogium zum anderen geschickt und schließlich in Ostrau mühsam zum Einjährigen gepreßt worden war, hatte es heftige Szenen zwischen dem Kommerzienrat und seiner Gattin gegeben, die ihren hübschen, eleganten Jungen geradezu vergötterte und hinter dem Rücken des Vaters immer wieder mit reichlichem Taschengeld versah.

Endlich aber hatte sich der alte Hausmann um des häuslichen Friedens willen in das Unvermeidliche gefunden und nahm es auch mit einer Art fatalistischen Gleichmuts als die natürliche Bestimmung eines reichen Vaters hin, wenn ihn ein fälliger Wechsel oder der Mahnbrief eines Wucherers unvermutet an die Existenz seines Sohnes erinnerten.

Um so enger schloß er sich dafür an seine jüngere Tochter Lotte an, während die ältere, Käthe, mehr die Partei der Mutter hielt.

Wiewohl kaum dem Backfischalter entwachsen, versah die siebzehnjährige Lotte beim Vater vollständig das Amt einer Privatsekretärin; ihm zuliebe hatte sie gleich nach ihrer Rückkehr aus einem Genfer Pensionat Stenographie und Maschinenschreiben erlernt und zum Entsetzen der Mutter im Lettehaus einen Kursus in der Buchführung absolviert, um für die Anforderungen der selbstgewählten Vertrauensstellung nach allen Richtungen hin gerüstet zu sein.

Desgleichen besuchte sie die Vorträge der Lessinggesellschaft und hörte in der Universität eine Reihe von philo-

sophischen und kunstgeschichtlichen Kollegs, kurz, sie bemühte sich in jeder Weise, die mannigfaltigen Bildungsmittel auszunützen, die die Großstadt dem Strebenden zu bieten vermag.

Diese ernsthafte, intellektualistische Betätigung hatte jedoch der Entwickelung der liebenswürdigen Seiten ihres Charakters keinerlei Eintrag getan; Lotte war der Liebling aller, die ihr näherstanden, weil ihr frohsinniges Wesen gleichsam einen sonnigen Abglanz auf das ganze Haus warf.

Sie gehörte zu den bekanntesten Erscheinungen auf den Sportplätzen des Westens, war trotz ihrer jungen Jahre bereits Inhaberin mehrerer Ehrenpreise der internationalen Eiswettspiele in Davos und St. Moritz und steuerte mit Geschick und Kaltblütigkeit persönlich das väterliche Automobil.

Manch bewundernder Blick folgte dem schlanken Mädchen, wenn sie mit der unbewußten Grazie eines Kindes federnden Schrittes die Tiergartenstraße oder den Kurfürstendamm herabkam.

Eine sprühende Farbenpracht war über dem reizenden Gesichtchen ausgegossen mit der straffen, rosigen Haut und den lachenden Kornblumenaugen, über denen die üppige, blonde Flechtenkrone fast zu schwer zu lasten schien.

Etwas Sieghaftes, Überlegenes sprach aus ihrem ganzen Wesen, ein starkes Temperament von überschäumender Lebenskraft; ganz entgegengesetzt ihrer um zwei Jahre älteren Schwester Käthe, die mit den glatten, gefälligen Linien ihres indifferent niedlichen Puppenköpfchens fast an einen Modekupfer erinnerte.

Käthe zählte eine Reihe hübscher Talente ihr eigen; sie malte, sang und meisterte vor allem das Piano mit anerkennenswerter Schule, dagegen fehlte ihrer stets gleichmäßigen, etwas farblosen Liebenswürdigkeit jener persönliche Zug, der der Erscheinung der Schwester ein so anmutig-charakteristisches Gepräge verlieh.

Käthe war in dieser Beziehung durchaus das Abbild ihrer Mutter, einer schwachen, gutmütigen Frau von nur geringen geistigen Gaben, die aber doch so viel Lebensklugheit besaß, das ihr selbst sehr wohl bewußte intellektuelle Defizit und den Mangel an tieferer Bildung hinter einer diplomatischen Schweigsamkeit und liebenswürdigen Freundlichkeit zu verbergen.

Im gesellschaftlichen Leben trat Frau Hausmann nur wenig hervor; ein schweres Herzleiden, das sich in den letzten Jahren bei ihr entwickelt hatte, legte ihr sorgfältige, körperliche Schonung auf, so daß sie auf ärztlichen Rat jede größere Aufregung so viel als möglich vermeiden und die Repräsentationspflichten ihres Hauses allmählich mehr und mehr ihren beiden Töchtern überlassen mußte.

* * *

„Beeile dich etwas, Kurt! Es ist schon sieben vorbei und die Einladungen lauteten auf sechs!"

Mit diesen Worten wandte der Leutnant von Schmettau sein hübsches Kadettengesicht zu seinem Freunde Kurt Rasmus zurück, der gerade dem Garderobediener seinen regenfeuchten Überzieher zuwarf und die Gummischuhe ausstampfte.

„Nur keine Überstürzung, Fritz!" versetzte der Angeredete ruhig, seine Frackweste zurechtziehend. „Wir kommen noch immer zur Zeit! Hast du übrigens deine Tischkarte schon einmal angesehen?"

„Ja, irgendeine unbekannte Schöne ist darauf verzeichnet!" sagte der große Artillerist, den durchzogenen Scheitel kardätschend. „Und du? Natürlich wieder Lotte, die Tochter des Hauses! Du hast wirklich ein unverschämtes Glück!"

Ein kaum merkbares Lachen umspielte Kurt Rasmus' feine Lippen, als er jetzt an Stelle des Freundes vor den mannshohen Garderobenspiegel trat und den Gesamteindruck seiner Erscheinung noch einmal einer flüchtigen Musterung unterzog.

Der englische Frack saß tadellos, das gefältelte Oberhemd leuchtete blütenweiß und die Bügelfalten seiner Beinkleider standen in messerscharfen Kanten über den blitzenden Lackstiefeln.

Unwillkürlich tastete Kurt nach seiner linken Westentasche, die sein letztes Zwanzigmarkstück enthielt.

Gott sei Dank, es war noch vorhanden, mit flüchtigem Druck glitten seine Finger über die Prägung der Münze.

Rasmus stammte aus einer alteingesessenen Danziger Reederfamilie, die ihren Ursprung bis in die Tage der Hansa zurückleitete.

Anfänglich hatte er in Heidelberg und Bonn Jura und Cameralia studiert, bis der Tod seines Vaters und der damit einhergehende Zusammenbruch des väterlichen Geschäftes seiner juristischen Zukunft unvermutet ein jähes Ende bereitete.

Da aus der Konkursmasse nur ein winziges Kapital zu retten und auch das Interesse Kurts für die trockene Materie der Jurisprudenz nie sehr bedeutend gewesen war, so hatte er sich schnell entschlossen, von seinem Referendarexamen, zu dem er bereits eine Meldung eingereicht, wieder zurückzutreten und den Versuch zu machen, sich durch Betätigung auf einem ganz anderen Lebensgebiet mit einem Schlage auf eigene Füße zu stellen.

Schon während seiner letzten Gymnasialjahre hatte Kurt sich mehrfach in kürzeren novellistischen Arbeiten und hübsch empfundenen Gedichten versucht.

Später als Student war er dann an größere Probleme gegangen und hatte, angeregt durch den Erfolg studentischer Milieuromane und Bühnenstücke, auch seinerseits einen Studentenroman verfaßt, der auf der Grundlage einer spannend erfundenen Handlung ein stimmungsvolles Bild des Lebens und Treibens in einer kleinen, süddeutschen Universitätsstadt entrollte.

Ursprünglich hatte Kurt kaum an eine finanzielle Ausnützung seiner schriftstellerischen Fähigkeiten gedacht, jetzt aber, da ihm die Not des Lebens unverhüllt ihr Antlitz zeigte, glaubte er zwischen einer eint[illegible]en, kaufmännischen Tätigkeit in einem Danziger Kontor, die ihm ein alter Freund seines Vaters großmütig anbot, und einem freien Literatenleben in Berlin keine andere Wahl zu haben.

Er veräußerte seine wertvolle Bonner Junggeselleneinrichtung und verlegte seinen Wohnsitz dauernd nach der Reichshauptstadt, wo er durch persönliche Konnexionen zu den führenden literarischen Größen leichter Fühlung zu gewinnen hoffte.

In der Tat gelang es ihm auch, durch die Vermittelung eines Gönners seinen Studentenroman für ein Honorar von mehreren tausend Mark an eine bedeutende Berliner Tageszeitung zu verkaufen und gleichzeitig in der Redaktion derselben Zeitung eine für seine journalistische Anfängerschaft verhältnismäßig reich dotierte Stellung zu finden.

Das folgende Jahr brachte einen weiteren Roman, den Kurt unter ähnlichen günstigen Bedingungen wie sein Erstlingswerk abzusetzen hoffte, doch der neue Feuilletonredakteur, ein nörgeliger und auf den aufstrebenden jungen Kollegen auch wohl eifersüchtiger Pedant, lehnte die Annahme des Werkes unter einem nichtigen Vorwande rundweg ab.

Es kam zwischen den beiden Herren zu einem heftigen Auftritt, der Verleger ergriff gleichfalls gegen Kurt Partei, so daß dieser in einer momentanen stürmischen Aufwallung seine sofortige Kündigung einreichte.

Noch ehe Kurt über die Folgen seines übereilten Schrittes recht klar geworden war, überbrachte ihm der Redaktionsdiener die Genehmigung seines Abschiedsgesuches, die seine mühsam errungene Position plötzlich wieder in Frage stellte.

Doch der energische junge Mann verzagte nicht; von dem Honorar seines ersten Romanes waren ihm noch fast zweitausend Mark verblieben, die ihm für die nächste Zeit eine unabhängige Existenz ermöglichten, so lange wenigstens, bis er im Berliner Zeitungswesen eine angemessene neue Stellung gefunden hatte.

Monat auf Monat verrann, ohne daß es ihm glückte, bei einem der maßgebenden Blätter unterzukommen; und ebensowenig wollte ihm die Veräußerung seines zweiten Romans gelingen, eine Redaktion nach der anderen sandte ihm sein Manuskript mit ein paar höflichen Redensarten zurück, so daß ihn als Folge dieser fortgesetzten Fehlschläge allmählich leise Zweifel an seiner literarischen Zukunft zu beschleichen begannen.

Nach der Provinz hatte er in der Zwischenzeit allerdings mehrfach vorteilhafte Engagementsanträge erhalten, bisher jedoch sämtliche derartigen Anerbietungen trotz seiner materiellen Bedrängnis zurückgewiesen.

Einerseits leitete ihn hierbei das richtige Empfinden, daß er sich mit einem Verlassen Berlins wieder ganz außerhalb derjenigen Kreise stellte, deren persönlicher Förderung er gerade in dieser kritischsten Periode seines Lebens am meisten zu bedürfen glaubte; in zweiter Linie kam aber noch ein weiteres, und zwar ausschlaggebendes Moment in Betracht, nämlich, daß eine Übersiedelung in die Provinz zugleich eine Trennung von Lotte Hausmann mit sich gebracht haben würde.

Kurt hatte Lotte vor einem Dreivierteljahr in St. Moritz kennen gelernt, wo er sich während des Februars im Auftrage seiner Zeitung mehrere Wochen hindurch als Berichterstatter über die Wintersportsaison aufgehalten hatte.

Und gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen auf einer musikalischen Soiree im Grandhotel hatten sich die Herzen der beiden jungen Menschen gefunden.

Kurt, wie Lotte ein Meister des Eislaufs, wurde bald zu ihrem ständigen Partner, sowohl auf der Eisbahn, wie im Konversationssaal des Hotels.

Und als sie eines Nachmittags ganz allein von einem Ausfluge nach Maloja über die spiegelnden Innseen nach St. Moritz zurückkehrten und der letzte rosige Schein der versinkenden Sonne in den vereisten Gipfelzinnen der Berninagruppe verglühte, da hatte Kurt zu Lotte die entscheidenden Worte gesprochen und ihr das freie, unumwundene Geständnis einer Liebe gemacht, die sie sich schon lange an den Augen abgelesen.

Mit neuerwachtem Eifer hatte er sich in Berlin in seine Arbeit gestürzt und war unverzüglich an die Niederschrift eines Dramas gegangen, dessen Stoff er seit Monaten mit sich herumgetragen und in einzelnen Szenen und Dialogpartien zum Teil bereits im Geiste verarbeitet hatte.

Es mußte einen großen Erfolg erringen, einen Erfolg, der ihn mit einem Schlage aus den Niederungen mühseliger Lohnschreiberei zu einer glänzenden, gesellschaftlichen Stellung heraushob, wie sie ihm einzig der Persönlichkeit Lottes angemessen dünkte.

Aus diesem Grunde hatte er bisher auch stets dem Drängen der Geliebten widerstanden, wenn sie ihn immer wieder mit dem Wunsche quälte, das geheime Bündnis ihrer Herzen durch eine Verlobung öffentlich zu sanktionieren.

Lotte bedurfte in Konsequenz ihrer geraden, ehrlichen Natur nach jeder Richtung hin klarer Verhältnisse, sie mußte den Weg, den sie zu gehen unternommen, frei und geebnet vor sich sehen.

Kurt hingegen widerstrebte es aus innerster Seele, als mittel- und namenloser Literat, gleichsam in der Rolle eines demütigen Petenten vor den millionenreichen Kommerzienrat zu treten, wenn er vielleicht schon in wenigen Monaten als erfolgreicher Bühnenschriftsteller aus eigener Kraft in der Lage war, die Hand der Tochter auf der Basis völliger sozialer Gleichberechtigung von ihm zu erfordern.

Durch den Verlust seiner redaktionellen Stellung endlich war er in seinem Entschlusse, mit seiner Werbung bis zu einer günstigeren Schicksalswendung zurückzuhalten, unerschütterlich geworden, und Lotte hatte sich, seine Beweggründe ehrend, schließlich in das Unvermeidliche gefügt.

Kurt verkehrte in dem Hause des Kommerzienrats, der an dem ernsten Streben des jungen Mannes regen Anteil nahm, in der freundschaftlichsten Weise, ohne jedoch auch nur durch eine Miene oder ein unbedachtes Wort seine Gefühle für Lotte zu verraten.

Um so freier und ungebundener gaben sich dafür die Liebenden, wenn sie sich an schönen Sommertagen schon früh am Morgen auf den Tennisplätzen am Zoologischen Garten oder auf einer einsamen Bank am Goldfischteich in heimlichem Rendezvous zusammenfanden.

Kurt war gegen Lotte von rückhaltslosester Wahrhaftigkeit; alles, was ihn an dichterischen Plänen und Entwürfen erfüllte, enthüllte er ihr in offenen Geständnissen, denen die Geliebte ein feinsinniges Interesse entgegenbrachte.

Sie sprach ihm Mut zu, wenn in Stunden trüber Anfechtung der Glaube an seine dichterische Kraft in ihm zu wanken drohte; mit ihrem lebensklugen, sicheren Urteil gab sie ihm manch wertvollen Fingerzeig für die wirkungsvolle Gestaltung einer Szene, die Nuancierung eines Charakters.

So waren die Frühlings- und Sommermonate in selbstvergessenem Liebesglück wie im Fluge verrauscht; Anfang August war Lotte dann als Gesellschafterin der Mutter nach Nauheim und Norderney gegangen und erst gegen Ende September wieder nach Berlin heimgekommen. Inzwischen hatten sich Kurts Verhältnisse allmählich immer schwieriger gestaltet.

Sein kleines Vermögen war im Laufe des Jahres bis auf einen geringen Rest zusammengeschrumpft, der sich täglich weiter verminderte und dessen gänzliche Erschöpfung bereits in wenigen Wochen abzusehen war.

Alle seine Anstrengungen, seinen neuen Roman unterzubringen, waren vergebens gewesen; es schien ihm zuweilen, als ob sich die ganze Welt gegen ihn verschworen hätte, wenn das Unglücksmanuskript mit eiserner Beharrlichkeit immer wieder zu seinem geistigen Vater zurückkehrte.

Fast sämtliche Wertsachen Kurts waren bereits ins Pfandhaus gewandert. Nur seine noch aus besseren Tagen stammende Garderobe hatte er sich ängstlich bewahrt, in dem instinktiven Gefühl, daß er mit der Deklassierung seines äußeren Menschen sehr bald auch an innerlichem Halt und Selbstvertrauen einbüßen würde.

In der Mitte des Monats November war seine Lage so verzweifelt geworden daß er zeitweilig nicht wußte, wie er am anderen Morgen seine Existenz weiterführen sollte, und sich nur durch den Verkauf hastig zusammengeschriebener kleiner Novellen und Skizzen, die er an eine Berliner Mittagszeitung und an einen unterirdischen Theateralmanach für wenige Mark verschleuderte, von einem Tag zum anderen mühselig über Wasser hielt.

Seine hübsche, behagliche Wohnung in der stillen Dessauerstraße hatte er längst aufgegeben und gegen ein ärmliches Dachstübchen vier Treppen hoch im Hause am Alexanderufer eingetauscht.

Hier war er eines Tages auch durch Zufall seinem einstigen Schulkameraden Fritz von Schmettau begegnet, der durch ein Kommando zur Kriegsakademie aus Ostpreußen nach Berlin verschlagen worden war und mit Freuden die günstige Gelegenheit ergriffen hatte, sich durch einen welterfahrenen Freund in die exklusive Gesellschaft des Berliner Westens einführen zu lassen —

„Donnerwetter, hier geht es aber ein wenig anders zu als auf unseren ostelbischen Kommißpekkos!"

Mit einer unsicheren Bewegung tastete der blonde Artillerist unwillkürlich wie hilfesuchend nach dent Arm seines Begleiters, als sich die Tür des Empfangssaales hinter den beiden Herren geschlossen hatte und das strahlende Licht der riesenhaften Kristallkrone mit den tausend wehenden Kerzenflammen sie mit blendender Helle umflutete.

Mit einem belustigten Lächeln sah Kurt halb zurück.

„Mut, Schmettau!" raunte er leise. „Nur erst den offiziellen Courknix erledigt, dann tauchen wir sofort in der allgemeinen Masse unter!"

Und mit bewunderungswürdiger Gewandtheit bahnte er sich durch das Gewühl der Fräcke und leichten Toiletten einen Weg bis zur Frau des Hauses.

Schmettau folgte dem Freunde mit automatischer Sicherheit, verneigte sich gleich ihm über ein Dutzend reichberingter Damenhände, stellte sich mit unverständlichem Murmeln einer endlosen Reihe ernstblickender Herren vor und sah sich dann plötzlich der schlanken Jugendgestalt Lottes gegenüber, die gerade aus dem anstoßenden Wintergarten hereintrat.

„Guten Tag, Herr von Schmettau!" bewillkommnete sie den jungen Offizier, ihren breiten Fächer anmutig bewegend. „Haben Sie Ihren Freund Rasmus nicht mitgebracht?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein!" stotterte der Artillerist. „Ich habe Kurt erst in diesem Moment von meiner Rechten verloren. Da kommt er übrigens in höchsteigener Person!" schloß er, diskret zur Seite tretend, als Kurt sich jetzt aus einer Gruppe junger Damen löste und hastig auf den Eingang des Wintergartens zuschritt.

Die Liebenden begrüßten sich mit einem stillen, herzlichen Händedruck, dann reckte sich Kurt höher empor, sein Blick glitt heiß über die duftige Erscheinung des reizenden Mädchens, deren vollendete Formen eine entzückende Robe von weißem Seidenmusselin in graziösen Linien nachzeichnete.

„Du bist doch wieder die Schönste heut', Lotte!" sagte er leise. „Wie hab' ich mich den ganzen Tag auf diesen Moment gefreut, da ich dich wiedersehen darf!"

„Und ich ebenso, Kurt; die Stunden hab' ich gezählt bis zum Abend und all' die überflüssigen Gratulanten verwünscht, mit denen ich immer die gleichen konventionellen Worte wechseln mußte!"

„Was fehlt dir denn aber heute, Kurt?" fragte das Mädchen besorgt weiter, als die beiden jungen Leute jetzt ganz allein in dem geheimnisvollen, phosphorisch-grünen Dämmerlichte standen, das von der hohen Kuppelbedachung des Wintergartens in reichen Wellen über sie ausströmte.

„Das Unglück verfolgt mich wirklich mit Konsequenz!" war die Antwort. „Du kennst mich, Lotte, daß ich nicht so leicht den Mut verliere, aber manchmal möchte ich doch verzweifeln, wenn ich immer wieder sehen muß, wie all' mein Hoffen und Streben vergebens ist! Heute morgen hat mir auch das „Tageblatt" meinen Roman zurückgeschickt! Mit einem hektographischen Formular! Wenn sich diese Redakteure nur einmal klar machen möchten, welch eine beleidigende Nichtachtung in solch einem gedruckten Wische liegt! Mir graut vor dem Gedanken, daß ich mit meinem Drama vielleicht in ähnlicher Weise hausieren gehen muß!"

Mit einem bittenden Blick sah Lotte zärtlich zu ihm auf.

„Willst du dich nicht doch meinen Eltern eröffnen, Kurt? Papa ist gerade in diesen Tagen so weich, so zugänglich! Wir könnten so glücklich sein und alle Not hätte ein Ende!"

„Ja, alle Not hätte ein Ende!" wiederholte der Mann in bitterem Tone. „Und wenn mich dein Vater fragt, was ich bin, was ich habe, was ich dir bieten kann, und ich ihm dann gestehen muß, daß ich ein hungernder Literat bin, ein Zeilenskribent, der von der Hand in den Mund lebt! Nein, Lotte, diese Demütigung gewinne ich nicht über mich! Noch

hat mich das Unglück nicht so weit gebeugt, daß ich mein Letztes, meinen Stolz verloren habe!"

„Liebster Kurt!"

Die Augen des Mädchens standen voll Tränen.

„So waren meine Worte doch nicht gemeint! Und ich bitte nicht nur um deinet-, sondern auch um meinetwillen! Seit wir aus Nordernen zurück sind, quält mich Mama unausgesetzt mit dem jungen Laudon! Fast täglich kommt dieses Heiratsprojekt aufs Tapet! Noch gestern war der Mensch wieder bei ihr und verlangte mich beharrlich zu Tisch! Ich mußte mich erst hinter Papa stecken, daß es bei der alten Ordnung blieb und ich dich als Tischherrn behielt."

„Ich werde Herrn Laudon bei der nächsten Gelegenheit eine Lektion erteilen, die ihm seine Zudringlichkeit für alle Zeit verleiden soll!" fuhr Kurt zornig auf.

„Um Himmelswillen, Kurt, sprich nicht so laut!"

Mit ängstlicher Miene sah Lotte nach dem Empfangssaal hinüber.

„Du weißt doch," fuhr sie dann leidenschaftlich fort, „daß ich nur dich allein liebe und niemals von dir ablassen werde! Komme, was da wolle!"

Noch ein letzter Kuß, heiß, erstickend, dann riß sich das junge Mädchen schweratmend los und glitt durch die grüne Wildnis der exotischen Pflanzengruppen geräuschlos zum Eingang des Wintergartens hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perlenmuschel.

Von Bela Szekacs.

Ingenieur Wißmann prüfte noch einmal unter der Lupe die feinen Wollfäden. Ein Abglanz innerlichster Glückseligkeit lag auf seinem Gesicht, als er dann die weichen Fäden sorgsam in Seidenpapier wickelte und eine Retorte, die eine helle Flüssigkeit füllte, behutsam versiegelte. Nun warf er den Kopf zurück. Sein Blick glitt wie liebkosend über die Requisiten des Laboratoriums und strahlte im Gefühle einer Befriedi-ung, wie sie jemand empfindet, dem eine große Gnade geworden. Er sah nach der Uhr. Mitternacht. Er schien zu zögern und zu überlegen. Schließlich nahm er den Mantel und steckte das Päckchen Wollfäden und die versiegelte Retorte fürsorglich in die Tasche. Dann knipste er das elektrische Licht aus und verließ das Laboratorium, dessen Tür er vorsichtig versperrte. Wie im Wachschlaf schritt er über den Kiesweg des Gartens, der die Fabrikanlage von dem Schlößchen des Fabrikherrn Hartmann trennte. Plötzlich beschwingten sich die Schritte des Ingenieurs. Er sah die Fenster des Schlößchens beleuchtet. Ohne sich weiter zu besinnen, eilte er die aus dem Garten führende Freitreppe hinan. Er merkte nicht, wie ihn die Diener erstaunt ansahen, wie sie ihm Hut und Überrock abnahmen, er wußte kaum, wie er in das Entree kam, von dem rechts der Salon, links das Herrenzimmer sich befand. Aus beiden Räumen schwirrte das unverständliche Tongemengsel leichtflüssig plaudernder Sorglosigkeit heraus, das den Ingenieur einen Augenblick halt machen ließ. Doch schon wandte er sich nach dem von einer halben Portiere noch verdeckten Herrenzimmer, um das große Ereignis zu verkünden: Sieg! Ich habs entdeckt! Da hörte er deutlich seinen Namen nennen. Doch wie sonderbar! So — so höhnisch, mit einer Art mitleidvoller Geringschätzung, beinahe Verachtung. Wißmann wußte nicht, wie ihm geschah, er fühlte plötzlich eine Beklemmung, eine Schwäche, daß er sich auf einen Stuhl neben der deckenden Portiere setzen mußte. Er hatte die Stimme Hartmanns sogleich erkannt. Und nun hörte er, hörte alles an und hatte nicht die Kraft aufzuschreien, zu toben, nicht einmal die Kraft, davonzulaufen, um nicht Ohrenzeuge seiner Erniedrigung zu werden.

„Ja, der Wißmann", wiederholte Hartmann vor sich hinnäselnd, „ja, solche Käuze muß es auch geben. Für uns nämlich", setzte er hinzu. Seine Gäste, erhitzt von dem Nachgenusse reichlicher Tafelfreuden, glucksten verständnisvoll und rührten bedächtig den schwarzen Kaffee um.

„Dem hast du schon manche gute Erfindung und Erneuerung zu verdanken", meinte einer von ihnen so obenhin.

„Wohl, wohl", gab Hartmann nachlässig zu. „Doch jetzt, lieber Freund, wird er ins Schwarze treffen."

„Was ist es?" schallte es ringsum.

Hartmann klopfte die Asche seiner Zigarre ab, dann sagte er: „Unserer Wolle fehlt die salzige Seeluft, die die englische und australische Ware so unerreichbar macht. Wißmann hat sich's in den Kopf gesetzt, diesen Mangel durch ein chemisches Verfahren zu ersetzen. Er scheint es nach langwierigen Experimenten gefunden zu haben. Erst gestern sagte er mir, daß ihn vom Siege nur mehr Stunden trennen. Nun, wir werden es ja sehen."

„Großartig! Wir gratulieren! Die Konkurrenz wird bersten," schwirrten die Stimmen durcheinander.

„Hat dieser Wißmann nie daran gedacht, seine Erfindungen selbst, auf eigene Rechnung zu verwerten?" warf einer der Gäste ein.

Hartmann machte mit der Hand eine leicht verächtliche Bewegung. „Selbst verwerten? Er? Diese Muschel?"

Lachen im Chore.

„Muschel ist gut. Doch gib dazu deinen Kommentar," heischte eine Stimme.

Hartmann nickte herablassend. „Ich meine die Perlenmuschel. Es gibt hochwertige Menschen, die sich gleich einem Muscheltier in einer Schale verkapseln. Ihre Schale ist das Studierzimmer, die Werkstätte, das Laboratorium. Dort erzeugen sie die Perlen der rein geistigen und angewandten Wissenschaften. Was jenseits der Schale, also jenseits des Studierzimmers, der Werkstätte oder des Laboratoriums liegt, diese große Welt des verbrauchenden Lebens, ist für sie nur ein Quelle der Reizungen, die sie befruchten und zur Erzeugung ihrer Perlen anregen. Sie selbst haben keine Ahnung von ihrem eigenen Werte und der Größe der Verwertungsmöglichkeit ihrer Perlen, ihrer Forschungen und Erfindungen. Sie bleiben eingekapselt in ihrer Schale, freuen sich der Geburtswehen und ihres Kindes, das sie in Schmerzen geboren." Hartmann streifte seine Zigarrenasche ab.

„Bravo, bravo! Ausgezeichnetes Gleichnis. Bravo, Hartmann! Es lebe die Perlenmuschel!" schwirrte es durcheinander.

„Wißmann als Muschel — vorzüglich!" lachte einer.

„Und Hartmann als Perlenfischer ist auch nicht ohne," rief ein anderer. Der Beifall verstärkte sich.

„Ganz richtig," meinte Hartmann, und seine Augen begannen in weinseligem Glanze zu flammen, „es müssen auch für diese Muscheln Fischer da sein, die diese Perlen heben, sie verwerten, ausbeuten. Wohl wahr, daß wie alle Muscheltiere auch diese dabei zugrunde gehen können, aber sie haben die Befriedigung der Zeugung. Wenn ihnen das genügt, was ficht das uns an? Was können wir dafür, wenn sie bei aller Genialität dumme, taube Muscheln bleiben?"

„Hoch die Perlenfischer!" Gläser klangen. Gelächter dröhnte.

Draußen im Entree wankte bleich, erschüttert Wißmann zur Tür.

Am nächsten Vormittag fand ein Diener der Fabrik das Laboratorium in einem sonderbaren Zustand. Einige Retorten zerschlagen, viele Instrumente zerstört, Papiere zerrissen. Und bald darauf kam ein Arbeiter außer Atem gelaufen. Er hatte am Ufer des Sees, aus dem die Fabrik die elektrische Kraft schöpfte, einen Rock, den Rock des Ingenieurs, gefunden. In einer Tasche ein an Hartmann adressierter Brief mit den wenigen Zeilen: „Die Muschel geht hin, wohin sie gehört. Doch diesmal hat sie ihre Perle mitgenommen und wird sie für immer behalten."

Alles stürzte an den See. Auf der Oberfläche des Wassers trieb noch der Hut des Ingenieurs Wißmann.

Bunte Chronik

* **Wnnderbares Doppelgängertum.** Die Gäste eines Wilhelmshavener Gasthauses waren dieser Tage Zeugen einer eigenartigen Szene. Ein Unbekannter trat ein, schritt zum Schanktisch vor und blieb beim Anblick des Wirtes wie angewurzelt stehen. Der Wirt stand gleichfalls wie vom Schlage gerührt, zitterte dann an allen Gliedern und starrte den Ankömmling ganz entgeistert ins Gesicht. Nun wurden die Gäste aufmerksam, sie traten heran und sahen zu ihrem größten Erstaunen, daß sich zwei Männer gegenüberstanden, die sich glichen wie ein Ei dem anderen. Jeder von ihnen glaubte seinen eigenen Geist zu sehen. Als sich dann die Zungen lösten, ergab es sich, daß sie einander völlig fremd und nicht im geringsten miteinander verwandt waren. Aber andere Übereinstimmungen ergaben sich zur größten Verwunderung aller: beide waren im gleichen Jahr geboren, beide hatten im gleichen Jahr geheiratet, beider Töchter waren am gleichen Tage geboren und beider Töchter hießen Ursula. Reichlich Stoff für okkulte Vermutungen!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.